

«Anfangs stiess ich oft mit jemandem zusammen, da ich schneller gehe»

Leben und Arbeiten in einem fremden Kontext erfordert viel Offenheit gegenüber dem andern aber auch ein hohes Bewusstsein über die eigene Identität. Ueli Gnehm, Schreiner-Werkmeister, und Judith Gnehm-Meier, Pflegefachfrau, sind als Fachpersonen der Bethlehem Mission Immensee BMI seit 2009 in Mpanshya, Sambia, tätig. Sie nahmen im Herbst 2011 an einem Kurs zu interkultureller Kommunikation teil, den *cinfo* im Auftrag der BMI in Sambia mit internationalen und lokalen Mitarbeitenden durchgeführt hat. In einem Interview berichten sie Véronique Schoeffel, Ausbilderin für interkulturelle Kommunikation bei *cinfo*, über Arbeitsrealitäten, Erfolge und interkulturelle Erkenntnisse.

Véronique Schoeffel, cinfo: Judith und Ueli, erzählt bitte etwas über Mpanshya.



Judith Gnehm-Meier und Ueli Gnehm mit Barbara Kafula, beim Kurs zur interkulturellen Kommunikation

Judith und Ueli Gnehm: Das Dorf Mpanshya ist das Zentrum der gleichnamigen Region, die aus mehreren kleinen Dörfern besteht. Es ist eine riesige ländliche Region, in der unter der Leitung eines traditionellen Oberhauptes, *chief*, etwa 19'000 Personen leben. Im Dorf Mpanshya leben ungefähr 4'500 Leute.

Die ursprünglich gesprochene Sprache ist Soli, denn die Leute gehören zum Stamm der Soli. Diese Sprache wurde aber immer mehr vom Nyanja, vom Stamm der Chewa im Osten verdrängt. Bemba und Losi sind zwei andere wichtige Stämme im Norden und Westen von Sambia.

Die Leute leben vor allem von der Landwirtschaft und den wenigen Arbeitsmöglichkeiten, die sie in der Region finden können. Wir befinden uns zwei Autostunden von der Hauptstadt Lusaka entfernt. Die Mehrheit der Leute hier benutzen allerdings das Sammeltaxi, welches vier Stunden braucht.

In Mpanshya gibt es weder Elektrizität noch fliessendes Wasser, jedoch mehrere Bohrlöcher. Seit Kurzem besteht eine Wasserversorgung, primär für das Spital, aber auch für die Dorfgemeinschaft wurden einige Zapfstellen gebaut. An den paar Verkaufsständen gibt es Produkte für den Grundbedarf und auf dem Markt findet man Früchte und Gemüse. Dort begegnet man auch immer Leuten, mit denen man schwatzen kann.



Auf dem Markt gibt es Gemüse und Gelegenheiten für einen Schwatz.

Ueli, Du arbeitest im Training Center Mpanshya (TCM). Kannst Du erzählen, was ihr dort macht.

Ueli Gnehm: Ich koordineiere das Ausbildungszentrum für Holz- und Metallarbeiten zusammen mit Brian Tembo, einem Kollegen aus dem Dorf, der bei meinem Vorgänger die Lehre gemacht hat. Das Projekt wurde in den 50er Jahren von den Jesuiten initiiert, mit dem Ziel, junge Männer als Bauleute, Zimmerleute und Schreiner auszubilden. Nach der Unabhängigkeit Sambias 1964 wurden die Ausbildungsmassnahmen zentralisiert und das Projekt ist eingeschlafen. Das Gebäude diente danach verschiedenen Verwendungszwecken. Seit 2006 wird es jedoch wieder für die Ausbildung junger Leute aus der Region verwendet. Es wurde aufgeräumt und renoviert und

ein BMI-Mitarbeiter hat ein Ausbildungsprogramm konzipiert. Zurzeit ist die fünfte Lehrlingsgruppe in der Grundausbildung

Wir bieten zwei Lehrgänge an: Arbeiten mit Holz und Arbeiten mit Metall. Im Bereich Holz dauert die Grundausbildung ein Jahr. Dann folgt der sechsmonatige Maschinenkurs und weitere sechs Monate eine Kleinunternehmer-Schulung. Im dritten Jahr wird im ausgelagerten «out back»-Workshop die Selbständigkeit geübt. Die Jungen aus der Region finden es schwierig, sich für ein oder gar für drei Jahre zu verpflichten. Es scheint ihnen sehr lang. Jene, die sich dafür entscheiden und aufgenommen werden, zeigen aber im Allgemeinen sehr viel Einsatz und Ausdauer sowie einen schönen Teamgeist. Es ist eine riesige Freude zu sehen, wie sich die jungen persönlich entwickeln und berufliche Kompetenzen erwerben. Für die Lehrlingsausbildung ist Dismas Sakala, ebenfalls einer der ersten Lehrlinge, verantwortlich.

Ich basiere meine Arbeit auf Vertrauen und Offenheit. Dem Prozess genügend Zeit zu geben und gleichzeitig die durch die Projektziele gegebenen Prioritäten im Auge zu behalten, ist ein Gleichgewicht, das immer wieder neu ausgehandelt werden muss.

Natürlich führen wir zahlreiche interkulturelle Dialoge! Die Vorstellungen von Verwaltung von Geld, Gemeinschaft, Hierarchien, Präzision, Zeit und über das Einhalten von Fristen sind sehr



Im TCM absolvieren junge Männer eine Ausbildung zu Handwerkern im Holz- und Metallbereich.

verschieden in Mpanshya und in der Schweiz. Gerade die Handhabung der TCM-Finzen ist eine echte Herausforderung in einem Umfeld, in dem das Geld in den meisten Haushalten sehr knapp ist.

Ich bin immer wieder fasziniert von der Geschicklichkeit, mit der defekte Teile, Maschinen und Motoren mit einfachsten Mitteln repariert werden können. Auf den zweiten Blick fällt zwar häufig auf, dass die Reparatur nicht lange halten kann, weil man das nötige Material nicht hat oder weil die Funktion der Teile nicht richtig verstanden wurde.

Judith, ein Altersheim zu bauen ist nicht gerade üblich in der Kultur Sambias. Wie sieht die Gemeinde das Projekt und wie habt ihr das Projekt angelegt, damit der sambische Kontext genügend berücksichtigt wird?

Judith Gnehm-Meier: In Sambia gibt es die «Senior Citizens Association», die sich mit den speziellen Bedürfnissen betagter Menschen beschäftigt. Für die Region Mpanshya ist Herr Luke Mususa der Präsident dieser Vereinigung. Sie treffen sich und bieten moralische Unterstützung und geben auch Nahrung an alte Leute ab, die allein und arm sind.

Traditionellerweise sind alte Menschen nicht allein in Sambia. Eines ihrer Kinder kümmert sich immer um sie. Der Respekt gegenüber den Alten ist ein zentraler Wert in allen sambischen Kulturen. Allerdings stellt die Realität des 21. Jahrhunderts vieles in Frage. Die Jungen, die das Dorf verlassen in der Hoffnung Geld zu verdienen, um ihre Eltern zu unterstützen, finden sich oft in den Reihen der Arbeitslosen wieder, verarmen und kehren nicht wieder zurück. Auch der Alkohol ist ein Problem und verschlingt oft das wenige verfügbare Geld. Zudem bestehen zahlreiche Haushalte nur aus den Kindern und deren Grosseltern, da die Eltern an HIV/AIDS gestorben sind. In Sambia fordert diese Krankheit jeden Tag 130 Leben. Haushalte, in denen nur Kinder leben, sind keine Seltenheit und oft tragen alte und müde Grosseltern die alleinige Verantwortung für ihre Enkel. Sie sterben schneller oder haben keine Kraft mehr, weder um die Kinder grosszuziehen noch um auf den Feldern zu arbeiten. Auf diese Weise leben und überleben viele Alte alleine in einem würdelosen und bedenklichen hygienischen und gesundheitlichen Zustand.

Angesichts dieser tragischen Situation wurde klar, dass eine neue Struktur entwickelt werden muss, um diese hilflosen Alten aufzunehmen und ihnen Raum für ein Leben in Würde zu bieten. Herr Mususa hat mir viel über seinen Traum erzählt, einen Ort der Würde für alte und arme Leute der Region Mpanshya zu errichten, und er hat mich eingeladen, ihn beim Versuch zu unterstützen, diesen Traum zu realisieren. Ich habe das Projekt BMI präsentiert. BMI hat meinen Einsatz für das Vorhaben gutgeheissen und gleichzeitig ihre Unterstützung beim Fundraising zugesichert. So haben wir das Projekt mit dem Namen «Mulele» (let's take care) begonnen.



Das vom *chief* zur Verfügung gestellte Land wurde gerodet und kann nun bepflanzt werden.

Die ersten Monate haben wir fürs Zuhören, den Dialog und die Sicherung der Unterstützung seitens des *chiefs* der Region und anderer wichtiger Personen eingesetzt. Der *chief* unterstützt das Vorhaben und hat uns ein grosses Stück Land zur Verfügung gestellt, das gerodet und gepflügt werden musste. Wir können nun anpflanzen. Das Projekt soll selbsttragend funktionieren und wir stellen die nötigen Voraussetzungen dazu bereit: Anpflanzen von Obstbäumen und Gemüse für den Verkauf und den Bau einer kleinen Bäckerei. Zurzeit wird das Brot zwei Mal pro Woche aus Lusaka geliefert.



Die ersten Häuser für alleinstehende und verarmte alte Menschen sind schon fertig.

Mulele wird in mehreren Häusern 25 Personen beherbergen können. Jedes verfügt über ein bis fünf Zimmer und Gemeinschaftsräume. Zwei Häuser werden für alleingelassene Grosseltern und ihre Enkel reserviert sein. Das Spital der Region befindet sich sehr nahe und es sind regelmässige Arztvisiten in Mulele vorgesehen. Für den Fall, dass Leute eine dauernde Pflege brauchen oder nicht mehr selbstständig leben können, wurde ein Abkommen mit der Palliativpflege des Spitals abgeschlossen.

Die Mahlzeiten werden wenn möglich von den Bewohnern zubereitet, auf afrikanische Art, nämlich draussen. Auf diese Art können sie ihr gewohntes Essen kochen. Zwei grosse, mit Gras gedeckte Dächer werden vor Hitze und Regen schützen. Eine Person wird angestellt werden, um das reibungslose Funktionieren des Ganzen zu überwachen, weitere für die Bäckerei und die Bewirtschaftung der Farm und des Gemüsegartens. Ein Komitee bestehend aus VertreterInnen der Kirche und der Gemeinde wird die Gesamtverantwortung tragen. Zurzeit (Oktober 2011) sind drei Häuser gebaut. Der Bau der restlichen Häuser ist für die kommenden Monate vorgesehen.

Die internationale Zusammenarbeit fördert die Gemeindeentwicklung. Was braucht es, damit ein Projekt wirklich von der Gemeinde getragen wird und was bringt das mit sich?

Ueli Gnehm: Die essentiellen Elemente scheinen uns folgende zu sein: Zeit, Geduld und der Aufbau von Beziehungen. Die Zeit wird hier anders gelebt und wir müssen das respektieren um voranzukommen. Es ist wichtig, viel zuzuhören und Kontakte mit den richtigen Leuten aufzubauen. Ohne Vertrauensverhältnisse kommt man nicht weiter. Offenheit scheint mir sehr wichtig, auch dem gegenüber, was man nicht versteht.

Judith Gnehm: Ich muss mich oft zurückhalten, denn ich würde anders und schneller funktionieren, wenn alles von mir abhinge. Ich habe gelernt, dass meine Art zu funktionieren, hier nicht zum Ziel führt. Die Frage ist, wie man Lösungen finden kann, die wirklich beiden Partnern passen. Wir haben zum Beispiel lange diskutiert, ob die Häuser von Mulele würdevoll aber einfach sein sollen, mein Ansatz, oder ob sie mehr Status repräsentieren sollen, um das Projekt aufzuwerten, der Ansatz der Partner.



Judith Gnehm-Meier bei einer Besprechung mit Herrn Mususa (links) und Projektmitarbeitenden

Judith und Ueli Gnehm: Damit ein Projekt wirklich von der Gemeinde getragen wird, ist es wichtig, dass die Leute das Projekt wollen und ein Bedürfnis danach haben. Es muss auf sie abgestimmt sein und mit unserer Unterstützung von ihnen entwickelt und realisiert werden, und nicht umgekehrt!

Ueli Gnehm: Im Ausbildungszentrum fühlen wir oft den Druck mehr zu machen, wie zum Beispiel etwas für Mädchen anzubieten oder mehr Lehrlinge aufzunehmen. Unsere Antwort darauf ist, dass wir Jugendliche aus der Region

wollen und diese auf uns zukommen müssen. Wir laden sie ein und informieren sie. Die Entscheidung liegt aber bei ihnen und ihren Familien. Wir können jedoch nicht jeden aufnehmen. Unser Ziel ist, dass die Jugendlichen nach der Ausbildung mit den erworbenen Kompetenzen die Gemeinschaft unterstützen können.

Welches sind die Herausforderungen eines Gemeinschaftsprojekts?

Judith und Ueli Gnehm: Beim Zentrum stellt sich manchmal die Frage, wem das Projekt gehöre. Dem Dorf, der Pfarrei oder der Diözese? Die Antwort darauf beeinflusst natürlich die strategischen Entscheide. Als internationale Mitarbeitende ist es oft schwierig die Beziehungen und Dynamiken zwischen den Mitgliedern eines Komitees oder einer Organisation zu verstehen. Wer ist der Cousin von wem und wer steht in welcher Beziehung zu wem? Während bei uns familiäre Beziehungen in einem Projekt verdächtig sind, so ist das in Sambia normal und wird als notwendig angesehen. Schliesslich, wenn ein Projekt erfolgreich ist, zieht es oft die Begehrlichkeiten von Personen an, die mehr am eigenen Profit interessiert sind als am Nutzen für die Gemeinde. Dieses Risiko ist real, wir müssen damit leben und versuchen es zu limitieren.



Sambische Frauen tragen immer noch Holz.

Wo seht ihr die grössten Unterschiede zwischen Aarburg, Eurer Heimat in der Schweiz, und Mpanshya?

Judith und Ueli Gnehm: Alles ist verschieden. In Aarburg sind wir umgeben von drei Autobahnen und hier ist der allergrösste Teil der Strassen und Pisten nicht asphaltiert. In Aarburg bewegen wir uns inkognito. Niemand nimmt speziell Notiz davon, wenn wir einen Laden betreten oder in die Kirche gehen. Hier fallen wir auf und sind dauernd sichtbar! Es ist unmöglich unbenutzt zu bleiben, mit all den damit verbundenen Vorteilen und Beschwerlichkeiten.

In Aarburg haben wir ein Privatleben und ein Berufsleben. Hier ist Arbeit und Privates nicht getrennt. Wir leben und arbeiten im gleichen Dorf, oft im gleichen Haus. Es gilt ein neues Gleichgewicht zu finden. Es ist schwierig nach Hause zu kommen und neue Energie zu tanken, wenn man dort schon den ganzen Arbeitstag verbracht hat!

Schliesslich ist unser Lebensstandard hier natürlich bescheidener als in Aarburg. Der Graben zwischen Reich und Arm ist hier in Sambia sehr viel grösser und sichtbarer als in der Schweiz.

Interkulturelle Kommunikation ist Euer täglich Brot. Was sind dabei die grössten Herausforderungen und die wichtigsten Erkenntnisse?

Ueli Gnehm: Wir bewundern die Gelassenheit und die philosophische Art, mit der die Leute hier schwierige Situationen meistern. Ein Nein wird problemlos akzeptiert. Man kann ja immer später nochmals anfragen.

Die zwei Fragen, die uns immer begleiten, sind: Wie funktioniere ich in dieser Situation? Und die anderen? Das betrifft alles den Umgang mit der Zeit, das Geld, die Beziehungen, das Setzen von Prioritäten, das Essen, den Umgang mit Autos oder das Handhaben von Konflikten. Wenn Pläne verschoben werden oder neue Installationen nach kurzer Zeit defekt sind, zum Beispiel unsere Solaranlage, dann ist das schwer für uns, aber viel weniger für die Leute hier.

Judith und Ueli Gnehm: Die grössten Erkenntnisse hatten wir in Bezug auf den Zeitbegriff. Wir werden uns immer mehr bewusst, dass unsere kulturellen Werte auf die Zukunft ausgerichtet sind: Wir planen, budgetieren, sparen, vereinbaren Termine und setzen Ziele. Hier in Mpanshya herrscht eine Orientierung auf die Gegenwart vor. Die Menschen leben im Jetzt, sind extrem flexibel und bringen sich völlig in die Gegenwart ein. Verabredungen sind immer flexibel und das Geld wird heute ausgegeben, gemäss den momentanen Bedürfnissen. Wer weiss, ob wir morgen noch am Leben sind? In einem Umfeld geprägt durch Hunger und materielle Armut kann man das sehr gut verstehen.

Diese zwei unterschiedlichen Zeitorientierungen spielen eine Rolle in all unseren Interaktionen. Sie sind die Quelle gegenseitigen Lernens, bedingen aber ein grosses Mass an Offenheit, Loslassenkönnen und das Entwickeln von neuen Kompetenzen.

Judith Gnehm-Meier: Am Anfang ist es mir oft passiert, dass ich mit jemandem zusammengestossen bin, beim Einkaufen oder beim Gehen auf der Strasse. Ganz einfach, weil ich schneller ging. Ich bin immer in Eile. Für mich *vergeht* die Zeit, während für die Menschen hier die Zeit *ist*. Darum ist ihr Schritt auch langsamer.



Interkulturelle Kommunikation bedeutet fortlaufendes Lernen.

Die andere grosse Erkenntnis betrifft unsere Art zu kommunizieren, was wiederum mit dem Aspekt der Zeit verbunden ist. Wenn wir direkt und linear kommunizieren, so kommunizieren unsere sambischen Freunde meistens indirekt und zirkulär. Es braucht viel Offenheit, Wissen und Respekt, um sich über diese Unterschiede hinweg zu verstehen.

Das Interkulturelle ist für uns hier in Sambia ein Lernen ohne Ende. Wir versuchen, noch vermehrt und vor allem aufmerksamer zuzuhören, um zum Beispiel auch herauszuhören, was nicht gesagt wurde. Wir sind uns unserer Wahrnehmung immer bewusst und versuchen diese auszuweiten. Diese Offenheit gegenüber dem andern zwingt uns auch, uns unserer eigenen Identität bewusster zu sein. Diese zwei Aspekte gehen Hand in Hand und sind eine enorme Bereicherung.

Was möchtet ihr zukünftigen internationalen Mitarbeitenden auf ihren Einsatz mitgeben?

Ueli und Judith Gnehm-Meier: Man muss seinen Arbeitsbereich gut kennen und gleichzeitig sehr offen sein, zu lernen und Dinge anders zu machen! Es ist überhaupt nicht einfach, die eigenen Kriterien und Erwartungen loszulassen. Man muss zudem die Leute mögen und tolerant

sein, was nicht gleichzusetzen ist mit «zu allem ja sagen». Ich (Judith Gnehm-Meier) betone oft in Diskussionen die Unterschiede oder gebe ganz einfach zu, etwas nicht zu verstehen

Eine Fachperson sollte die Kunst beherrschen, andere Kulturen nicht zu bewerten. Sie sind weder besser, noch schlechter. Sie sind einfach anders.

Man *sollte* Ruhe bewahren können, gelassen bleiben und immer eine lernende Haltung haben, denn man kann immer etwas korrigieren und sich verbessern. Selbstreflexion ist essentiell: Was hätte ich in dieser Situation anders machen können und warum?

Schlussendlich, damit internationale Mitarbeitende glücklich sind im Einsatz, ist es wichtig, Freude zu haben an der Vielfalt und an den Farben und nicht einfach in schwarz-weiss zu denken.

Interview und Fotos:

Véronique Schoeffel, Ausbilderin und Expertin für interkulturelle Kommunikation, cinfo

Weitere [Informationen](#)

Dank

Ich danke Judith und Ueli für ihr Engagement. Der Respekt in ihren Interaktionen, das herzhafte Lachen von Judith und die weitsichtige Geduld von Ueli sind Geschenke der Freundschaft, die sie nebst ihrer Arbeit nach ihrer Rückkehr in die Schweiz in Mpanshya zurücklassen werden. Das gilt auch für mich, die ich von den beiden während meines Aufenthalts im Herbst 2011 in Sambia so warm aufgenommen wurde. Danke und weiterhin alles Gute in Mpanshya.

Véronique Schoeffel



Véronique Schoeffel von *cinfo* (Mitte) mit Judith und Ueli Gnehm sowie Herrn Mususa und seiner Frau